

Ein „tüchtiger Bücherhund“¹ auf der Suche nach dem Heiligen Gral

Charlie Lovett: Das Buch der Fälscher. Roman / aus dem Engl. von Lutz-W. Wolff. – Berlin : Insel-Verl., 2013. – 405 S. – EST: The Bookman's Tale, a Novel of Obsession <dt.> – ISBN 978-3-458-17583-4; 22,95 EURO.

Peter Byerly ist um die dreißig und hat vor einigen Monaten seine Frau Amanda verloren, die an den Folgen einer Hirnoperation gestorben ist. Amanda war Peters große (und bis dahin einzige) Liebe und entsprechend groß ist seine Trauer. Nun hat sich Peter, amerikanischer Buchhändler, Antiquar und obendrein Sozialphobiker (eine beliebte Kombination, wie wir wissen) in sein Cottage in Wales zurückgezogen. Hier setzt die Handlung des Buches ein.

In einem Antiquariat in Hay-on-Wye entdeckt Peter in einer Erstausgabe von Malones „An Inquiry into the Authenticity of Certain Miscellaneous Papers“ aus dem Jahre 1796 ein Aquarell, das seiner Frau verblüffend ähnelt. Er legt das Aquarell in ein anderes Buch, das er zusammen mit einem ganzen Stapel weiterer kauft, und verlässt den Laden. Wir befinden uns hier in der Gegenwart im Februar des Jahres 1995 – einer der drei Zeitebenen, in denen der Roman spielt. Im nächsten Kapitel erleben wir, wie Peter Amanda kennenlernt – diese Zeitebene setzt rund zehn Jahre vor dem Handlungsstrang der Gegenwart ein und beschreibt die Liebesgeschichte zwischen Peter und Amanda und Peters Liebe zu Büchern, die er zu seinem Beruf macht, die für ihn aber auch Flucht vor den Mitmenschen ist. Auf der dritten Zeitebene, die zur Zeit Shakespeares beginnt, verfolgen wir durch die Jahrhunderte das Schicksal eines Exemplars der Erstausgabe des „Pandosto“, eines Werkes von Robert Greene, das handschriftliche Randnotizen von Shakespeare trägt und – wenn es denn echt ist – eine literarische Sensation wäre, der Heilige Gral eben, denn es würde die Autorschaft Shakespeares an seinen Werken belegen – die durchaus nicht zweifelsfrei ist.² In einer Privatbibliothek in der Nähe seines Cottages stößt Peter dann offenbar auf eben dieses Exemplar des Pandosto, als er Recherchen zu dem rätselhaften Aquarell anstellt – rätselhaft, weil es ganz offensichtlich aus dem 19. Jahrhundert stammt und daher nicht seine Frau abbilden kann. Alle Zeitebenen steuern auf das gemeinsame Ende zu, in dem die komplexen Handlungsstränge, die, vom Autor kunstvoll, manchmal auch ein wenig konstruiert, miteinander verknüpft, sich schließlich wunderbar lösen. Dabei sind es hauptsächlich die Bücher, die die Verbindung zwischen den Zeitebenen herstellen. So legt Peter z. B. einmal während seiner Tätig-

keit als studentische Hilfskraft in der Abteilung „Special Collections“ der Universitätsbibliothek ein Buch für einen japanischen Shakespeare-Forscher bereit – eben jenes Werk, das Robert Greene auf seinem Totenbett verfasst hat – eine Szene, die wir zuvor auf der Shakespeare-Zeit-ebene „live“ miterlebt haben.

Was das Buch, gerade für Bibliothekare und andere Bücherfreunde, so reizvoll macht, ist, das Schicksal des Pandosto und der Menschen, durch deren Hände es geht, durch die Jahrhunderte zu verfolgen. Bemerkenswert dabei ist, dass das Buch in den seltensten Fällen legal den Besitzer wechselt. Es wird verschenkt und zurückgewiesen, in Kommission gegeben und unterschlagen, verliehen, gestohlen, irrtümlich einem Stapel verkaufter Bücher zugeschlagen, versehentlich mit anderen (rechtmäßig) entliehenen Büchern aus einer Privatbibliothek verliehen, versteigert und erpresst – mehr ist kaum möglich!

Dabei ist die Sprache weniger eine Stärke des Autors – die Verfasserin dieser Rezension hat in letzter Zeit Bücher von größerer Sprachkraft und Poesie gelesen. Zuweilen bleiben die Charaktere papierern, Lovett gelingt es nicht immer, sie zum Leben zu erwecken – besonders trifft das auf die Liebesgeschichte zwischen Phillip Gardner, einem englischen Landadligen, und Isabel, einer jungen Amerikanerin, zu, die einen zentralen Part auf der dritten Zeitebene darstellt, die sich zu diesem Zeitpunkt aus der Shakespearezeit schon bis ins 19. Jahrhundert fortentwickelt hat. Diese Liebe nimmt kein gutes Ende: „Den Gedanken, erneut in den emotionalen Abgrund zwischen Liebe und Schande zu stürzen, konnte er nicht ertragen.“ (S. 284) Leider wird dieser Abgrund aber nur benannt und nicht für den Leser erfahrbar. Auch an anderer Stelle schreibt Lovett, was seine Figuren fühlen, statt den Leser durch seine Sprache erleben zu lassen, wie sie fühlen.

Seine Qualitäten hat das Buch eher in der gekonnt konstruierten, komplexen Handlung, die gut choreografiert auf den Schlusspunkt zustrebt. Auf dem Weg dorthin nehmen wir Anteil an den Liebesgeschichten zwischen Peter und Amanda sowie Phillip und Isabel, werden Zeuge eines brutalen Mordes, erhalten einen Kompaktkurs in Buchrestaurierung und -binderei (S. 135–140), eine kurze Einführung in die Erkennung von Fälschungen (Provenienz klären, Inhalt untersuchen auf Orthografie, Wortgebrauch und Anachronismen, technische Prüfung des Materials, S. 182), erfahren überhaupt Wissenswertes über das Fälschen von Autografen und Büchern, lernen technische Geräte der Buchforschung (Hinman-Collator) und eine Vielzahl von literarischen und

bibliophilen Kostbarkeiten und historischen Persönlichkeiten kennen – und auch wenn ihnen fiktive Dialoge in den Mund gelegt werden, so „entsprechen die erwähnten Fakten der historischen Realität“ (Nachbemerkung, S. [406]). Am Ende findet sogar Peter ins Leben zurück! Ein Buch, das mit genügend Aufmerksamkeit gelesen werden sollte, um in der Handlung die Übersicht nicht zu verlieren – empfehlenswert nicht nur für Shakespearefreunde, Bücherliebhaber und Engländerreisende!

Margot Flatow – (*Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland, Bonn*)

1. S. 98.
2. Der Streit um die Autorschaft Shakespeares (Stratfordianer gegen Oxfordianer u. a.) wird auf Seite 96 thematisiert: „Ein Oxfordianer ist jemand, der glaubt, dass Edward de Vere, der Graf von Oxford, die Werke verfasst hat, die gemeinhin William Shakespeare zugeschrieben werden.“ Peter, obwohl er durchaus schon in seinem Studium mit Shakespeare in Berührung gekommen ist, ist dieser Streit neu – und die Verfasserin dieser Rezension kennt Anglisten, denen es in ihrem Studium ähnlich ergangen ist, „denn die Oxfordianer haben es schwer, sich beim akademischen Establishment Gehör zu verschaffen.“ Wobei Zweifel durchaus nicht unberechtigt sind, denn die Quellenlage ist äußerst dürftig – und deshalb wäre die Entdeckung eines Autografen, der die Verfasserschaft Shakespeares an einem seiner Stücke belegt, eine Sensation.